



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nicht sagen, er werde mich auffuchen. (Er wollte ihn anpumpen.) Will mir der Mensch etwas sagen, was die Mutter nicht wissen darf! Nein, denken Sie! Der Mutter eine solche Schande anthun! Nur einmal noch habe ich ihn so wild gesehen, als ihn der Schulze über sein Einkommen auszuforschen versucht hatte. Die Leute hatten kein eignes Kind, sondern nur einen angenommenen Sohn, eine oberschlesische Typhuswaise. Der Mensch war nun beinahe dreißig Jahre alt und diente als Knecht, ohne Aussicht auf Selbstständigkeit. Er hatte seit sieben Jahren eine Braut, ein hübsches, tüchtiges Mädchen, das aber arm war und als Magd diente. Jedes Jahr kamen sie zweimal mit einander zum Abendmahl; sie waren ein stattliches Paar. Säkels wollten von der Braut nichts wissen und waren unglücklich über das Verhältnis. Ihrer Meinung nach sollte der Franz in eine Stelle einheiraten. Denn ihm die eigne Stelle zu übergeben, daran dachten sie nicht, rüstig, wie sie noch waren. Ich werd mich hüten, pflegte Mutter Kathrin zu sagen, dem Sohne zu übergeben und mich ins Ausgedingestübel zu setzen; da hätt ich nichts mehr, und kein Mensch sah mich mehr an. Kann ich aber mit Thalern klappern, „do reecha (reichen) se mer olls, wos ich hoan (haben) wiel (will), zu a Janstern rei.“ Die jungen Leute aber blieben einander unerschütterlich treu. Den Alten konnte man ihre Auffassung und Handlungsweise nicht verargen, die Jungen aber thaten mir leid. Es ist eben so manches, und nicht am wenigsten dieses, im Leben häßlich eingerichtet.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politische und Justizkuriosa. Die Ereignisse des öffentlichen Lebens nehmen immer mehr die Gestalt von Kuriositäten an. Ist es nicht kurios, wenn gerade eine liberale Mehrheit dem Staatsanwalt den Gefallen thut, ihm Abgeordnete auszuliefern, die er wegen Preßvergehen verfolgen will? Aber nicht minder kurios ist es, wenn die Verfolgten, Lueger und Schneider, den Antrag auf Auslieferung nicht mit der Berufung auf die unantastbaren Privilegien der Volksvertretung bekämpfen, sondern mit der Behauptung, auf jüdischen Hochzeiten würden Eier gegessen und mit einem schwarzen Pulver bestreut; „und wissen Sie, was das ist?“ rief Herr Schneider, „Christenblut!“ (Große Heiterkeit.) Die einzigen, die in der wilden Debatte sagten, was in diesem Falle gesagt werden mußte, waren Bernerstorffer und Kronawetter, wie denn diese beiden Demokraten überhaupt die einzigen sind, die in dem griechischen Tempel an der Ringstraße die

Vernunft und das Recht vertreten. Auch die Gründung einer katholischen Volkspartei, die sechzehn mit der Haltung ihrer bisherigen Partei unzufriedne Mitglieder des Hohenwartklubs unternommen haben, ist ein wunderliches Experiment, weil diese Herren nicht bloß mit den Konservativen, von denen sie sich trennen, und Christlich=Sozialen, sondern auch mit dem Polenklub freundschaftliche Beziehungen unterhalten wollen. Der Schlagzigenklub Freund einer Volkspartei! Lächerlich! Es wird daher den Herren nicht viel nützen, daß sie in Gemeinschaft mit den Christlich=Sozialen, d. h. den Antisemiten, „die Organisation der christlichen Arbeiterschaft kräftig in die Hand nehmen“ wollen. Wenn die Organisation bloß „christlich“ ausfällt, gewinnen sie die Arbeiter nicht, und wenn sie für die Arbeiter thatkräftig eintreten, verderben sie es mit den Prälaten und Magnaten, unter deren Ägide die Herren Dipauli und Ebenhoch ihre Gründung unternommen haben. Und die Annäherung an den Antisemitismus kann den Gründern erst recht nichts nützen, denn es zeigt sich ja täglich deutlicher, daß der nur Lärm zu machen, aber nichts zu schaffen vermag. Die herrschenden Klassen unterdrücken jede gegen das Kapital gerichtete Bewegung, und ganz so wie die Sozialdemokraten, kennen sie keinen Unterschied zwischen jüdischem und christlichem Kapital. Von allen den angesehenen reichsdeutschen Zeitungen, die aus taktischen Gründen vorübergehend mehr oder weniger in Antisemitismus gemacht haben, erklärt sich keine einzige gegen Baden, wie auch keine gegen die italienische Banca-Romana=Wirtschaft ernstlich aufgetreten ist.

Aus dem Reiche haben wir ein paar neue Justizkuriosa zu verzeichnen. Wenn über unverständliche Urteile des Strafrichters geklagt wird, so hört man wohlmeinende Juristen wohl sagen: es ist wahr, daß manches Urteil dem natürlichen Gerechtigkeitsgefühl widerspricht; aber daran sind die Gesetze schuld, die der Richter nicht ändern kann, für die er nicht verantwortlich ist, und die er anzuwenden hat, auch wenn er sie nicht billigt. Schön! Nun ist dieser Tage der Redakteur der Frankensteiner=Münsterberger Zeitung zu 300 Mark Geldstrafe verurteilt worden (ein wahrer Segen, daß der Blitz auch wieder einmal in dieser Gegend einschlägt) wegen „Verächtlichmachung“ des Jesuitengesetzes auf Grund des § 131, der die Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen verbietet. Nein, eben nicht die Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen, schreibt die Germania, sondern etwas ganz andres, nämlich „die öffentliche Behauptung und Verbreitung erdichteter oder entstellter Thatfachen,“ von denen der Thäter weiß, „daß sie erdichtet oder entstellt sind, zu dem Zwecke, um Staatseinrichtungen verächtlich zu machen.“ Und dann, fragt das Zentrumsorgan, sind denn Gesetze Staatseinrichtungen? Thatfachen sind überhaupt in dem angeschuldigten Artikel nicht behauptet worden, sondern es ist nur ein Gesetz abfällig kritisiert worden, was gar nicht verboten ist. Es zu verbieten, wäre Unsinn, denn wie wäre dann eine Änderung, eine Verbesserung der Gesetzgebung möglich, da doch Gesetze immer erst längere Zeit hindurch abfällig kritisiert werden müssen, ehe sie abgeschafft oder geändert werden? Und ist denn schon einmal gegen einen der Agrarier Anklage erhoben worden, die unaufhörlich auf die Handelsverträge schimpfen, und beruhen die nicht auch auf einem Gesetz, und könnten sie nicht mit größerem Recht eine Staatseinrichtung genannt werden als das Jesuitengesetz, dessen Aufhebung übrigens schon zweimal vom Reichstage beschlossen worden ist? Man mag von den Jesuiten so schlecht und vom Jesuitengesetz so gut denken, wie man will, gegen diese Kritik eines Urteils wird sich nichts einwenden lassen; auch hat bis jetzt noch kein Jurist etwas dagegen eingewendet. Aus einem Bericht über die Jubiläumsfeier der Zentrumsfraktion erfährt man, daß

sich auf den Katholikenversammlungen jedesmal der „Verbrecherkeller“ konstituiert, d. h. eine Versammlung der Journalisten, die schon wegen Preßvergehen bestraft worden sind; als wirkliche Mitglieder gelten nur solche, die schon gefessen haben. Daß der Staat und die Staatsregierung an Achtung gewinnen, wenn die Zahl derer beständig vermehrt wird, die durch Gefängnishaft an Achtung nichts einbüßen, wird niemand behaupten wollen; Liebknecht hat von der hochachtbaren Fabian Society eine Art Guldigungsadresse empfangen.

Keine Kuriosa sind eine Verhandlung der neunten Strafkammer des Landgerichts I zu Berlin gegen Unbekannt wegen Majestätsbeleidigungen, die durch eine Druckschrift begangen waren, von der weder der Verfasser, noch der Drucker, noch der Verbreiter zu ermitteln war, und die Angelegenheit des dänischen Schauspielers Marx. Dieser hatte im Hotel bei einer die Kaiserin betreffenden Meldung Aa foy gerufen, was: o wie schade! bedeutet, das Stubenmädchen aber hatte es für o pfui! genommen. Daraufhin war der Mann als der Majestätsbeleidigung verdächtig in Untersuchungshaft genommen worden. Als in der Verhandlung der Irrtum aufgeklärt wurde, beantragte der Staatsanwalt selbst die Freisprechung. Muß denn der deutsche Reichsbürger und der im deutschen Reich reisende notwendigerweise erst 32 Tage — manchmal werden auch drei Monate daraus — gefangen sitzen, ehe ein Mißverständnis aufgeklärt wird, dessen Hebung nicht mehr als fünf Minuten fordert? Auch die letzte Verurteilung Stadthagens ist interessant, doch gehen wir nicht darauf ein, denn wenn man von diesem sozialdemokratischen Rechtsanwalt einmal zu reden anfinge, könnte leicht ein ganzes Buch daraus werden. Was die Schließung von elf sozialdemokratischen Vereinen betrifft, so überlassen wir in der Beurteilung dieser Maßregel den Herren Juristen den Vortritt. Gehören diese Justizkuriosa auch in die Politik? Der Herr Minister des Innern wird es vielleicht verneinen, aber seinen Versuch, sich der Mitverantwortung für die Handhabung der Rechtspflege zu entziehen, hat Professor Delbrück soeben damit beantwortet, daß er den Herrn von Köller als den *Eccoe homo politicus* vor der ganzen zivilisierten Welt zur Schau ausstellt.

Unter solchen Umständen ist es tröstlich, auch eine Anzahl erfreulicher Thatfachen vermerken zu können, die eben deswegen kurios sind, weil sie eine der herrschenden Strömung entgegengesetzte verständige Unterströmung bekunden. Eine Dame, die aus Rache eine andre Dame wegen Majestätsbeleidigung denunziert hatte, ist abgeführt worden, wie sie es verdiente (endlich einmal eine deutsche Antwort auf byzantinische Denunziationen!), ein Redakteur und ein Arbeitsvermittler des Metallarbeiterverbandes, die wegen der Warnung: Zuzug ist fernzuhalten! des groben Unfugs angeklagt worden waren, sind von einem Berliner Schöffengericht freigesprochen worden, dem Reichstage wird die vorjährige Justiznovelle in verbesserter Gestalt vorgelegt, und durch einen Allerhöchsten Erlaß an den Justizminister ist ein Schritt zur bedingten Verurteilung hin gethan worden. Diese selbst ist es noch nicht; an die Stelle der richterlichen Entscheidung, die bei zufriedenstellendem Verhalten der bedingt Verurteilten den Eintritt der Strafe von vornherein ausschließt, tritt nur ein Strafaufschub, der erst durch einen Gnadenakt des Monarchen zur Straflosigkeit wird. Pessimisten fürchten, daß auch diese wohlthätige Maßregel durch die in jedem einzelnen Falle notwendige Mitwirkung des Justizministers die Rechtspflege in allzu nahe Berührung mit der Politik bringen werde, aber diese Befürchtung scheint uns deswegen wenig begründet zu sein, weil die neue Einrichtung vorzugsweise bei jungen oder, wie der technische Ausdruck lautet, „jugendlichen“ Verbrechern angewandt werden soll.

Gute Menschen. Es giebt heute sehr viel gute Menschen, denen die Not des Nächsten so zu Herzen geht, daß sie, anstatt sich an der Erfindung der Flugmaschine zu beteiligen, lieber Projekte zur Lösung der sozialen Frage und zum Umbau unsrer Wirtschaftsordnung aushecken. Berge von Büchern und Broschüren fördern sie alljährlich zu Tage. Diese alle zu beachten, ist weder möglich noch nötig. Ab und zu jedoch sieht man sich veranlaßt, eine Ausnahme zu machen, aus Freundschaft zum Verfasser, oder weil ein gesunder Kern in dem Unsinn steckt, oder aus andern Gründen. Fertigen wir heute zwei solche Schriften ab, um deren Verfasser es uns leid thut. Bei Gustav Harnacker in Frankfurt a. O. ist eine Sammlung von Aufsätzen, die das Deutsche Adelsblatt gebracht hatte, unter dem Titel: Volkswohlstand und Landeswährung erschienen. Wie man schon aus dem Titel errät, macht der Verfasser die Goldwährung für unsre wirtschaftlichen Nöte verantwortlich, oder nicht eigentlich die Goldwährung, sondern die freie Goldprägung, denn dadurch werde nicht sowohl die geprägte Münze Wertmesser aller Waren, als der Goldbarren, „der dadurch vor allen Waren den Vorzug erhält, nach seinem Münzwert in der ganzen zivilisirten Welt verkauft werden zu können, und dessen Zertifikate überall, d. h. bei allen Banken, einen Kredit in der Höhe des Münzwerts eröffnen, während bei allen andern Wertzeichen der Kurs schwankt, ebenso wie der Preis aller Waren und die Höhe des Kredits, den sie eröffnen.“ Ja, deswegen eignet sich ja eben das Gold am besten zum Wertmesser, Wertträger und Tauschmittel, weil es das wertbeständigste unter allen Gütern ist! Wenn die südafrikanischen Goldlager wirklich so ergiebig sind, wie die Goldshare Spekulanten versichern, dann werden ja die Goldseinde binnen kurzem das Vergnügen haben, auch dieses letzten wertbeständigen Gutes Wert ins Schwanken geraten zu sehen, und dann wird ja die Erfahrung lehren, wem damit besser gedient ist, dem ehrlichen Arbeiter oder dem Spekulant. Mit einem Scharfsinn, von dem man nur beklagen muß, daß er nicht einem fruchtbarern Gegenstande zugewandt wird, sucht der Verfasser zu zeigen, wie die Goldwährung in Verbindung mit der freien Goldprägung die Überproduktion erzeuge und die Bildung eines gerechten Arbeitslohns unmöglich mache. Die einfachen und natürlichen Ursachen dieser beiden einander gegenseitig bedingenden Übel haben wir schon so oft dargelegt, daß unsre Leser gegen das nochmalige Wiedererkäuen Protest erheben würden; und oft Geschriebenes nochmals zu schreiben für Leute, die die Grenzboten nicht lesen, hätte doch wahrlich keinen Sinn. Nach den Ursachen der Überproduktion und des Preisdrucks forschen und dabei auf die Goldwährung geraten, das ist doch gerade so, wie wenn jemand sähe, daß bei starkem Regen der Dorfbach über seine Ufer tritt, und um die Ursache dieses Phänomens zu ergründen, die Währungsfrage studirte und fände, daß die Goldwährung schuld sei. Der ursächliche Zusammenhang der wirtschaftlichen Dinge würde dem Herrn Verfasser sofort klar werden, wenn er genötigt wäre, von der Feder zu leben. Er würde dann mit seinen Manuskripten bei den Redaktionen und Verlegern hausiren gehen müssen und würde an neun von zehn Orten abgewiesen werden, weil die Redaktionen so mit Manuskripten überschwemmt werden, daß sie gar nicht Zeit haben, die ankommenden Aufsätze alle zu lesen, viel weniger Raum in ihren Blättern, sie unterzubringen. Nun, so ist's eben mit allen andern Waren auch. Was soll daran irgend eine Währung ändern? Nicht einmal eine durchgreifende Reform der Handels- und Gewerbegesetzgebung vermöchte daran etwas zu ändern, obwohl — darin hat der Verfasser Recht — unsre Gesetzgeber immerhin für die ehrliche Arbeit etwas mehr und für die verschiedenen Arten des mühe- und arbeitslosen Erwerbs etwas weniger thun könnten. Über-

haupt spürt er hier und da den richtigen Zusammenhang und wird wohl mit der Zeit, wenn er fleißig beobachtet und studirt, noch darauf kommen. So z. B. sieht er ein, daß „eine bloße mechanische Währungsänderung ohne gründliche Revision dieser [auf Handel und Gewerbe bezüglichen] ganzen Gesetzgebung ein Experiment von zweifelhaftem Erfolg“ sein würde, und Seite 6 schreibt er, sich selbst be-richtigend: „Diese wirtschaftliche Abhängigkeit [der Staaten und Privatpersonen von den Kapitalisten] würde wesentlich vermindert, wenn das Silber wieder gemünzt würde und dadurch wieder kapitalbildend wirkte; aber freilich, aufhören würde sie völlig erst durch Aufhören des Anleihebedürfnisses der Staaten.“ Sehr richtig! Wer andre anborgt, gerät in Abhängigkeit, gleichviel, ob er Gold, Silber, Papier, eine Kuh oder Saatkorn bekommt, und wer niemand anborgt, der bleibt unab-hängig. Daß die Remonetisirung des Silbers die Abhängigkeit der Verschuldeten mildern könnte, ist eine leere Einbildung; die meisten der Übelstände, die wir heute beklagen, sind lange vor 1873, sind immer und überall beklagt worden, wo es Reiche und Arme gab und andre, die unserm Zeitalter eigentümlich sind, ent-springen eben aus den Eigentümlichkeiten dieses Zeitalters, zu denen die Gold-währung nicht gehört, wohl aber die ungeheure Produktivität der Arbeit und die Verkehrstechnik. Von der kapitalbildenden Wirkung der Güter hat der Verfasser eine wunderliche Vorstellung. Alle verkäuflichen Güter haben dieselbe kapitalbildende, das ist im Sinne des Verfassers offenbar reichtumbildende Kraft. Es ist ganz gleichgiltig, ob einer Gold, Silber, Mastochsen, Landgüter, Bücher, sich selbst oder Ölgemälde verkauft; wenn er nur viel zu verkaufen hat, wird er reich. Nur muß einer natürlich von wohlfeilen Gütern mehr verkaufen als von teuern, wenn er denselben Reichtumszuwachs erzielen will; von Silber heute doppelt so viel als vor dreißig Jahren. Von Gold braucht er eine geringere Menge, aber ehe er es verkaufen kann, muß er es vorher kaufen, und so gleicht sich die Verschiedenheit der Warenpreise wieder aus.

In einem ganz andern Zipfel faßt M. Uhlenhorst (Pseudonym) die Sache an in seiner „Anlageschrift gegen den Handelsstand unsrer Zeit: Kaufmann oder Schmarozer“ (Neubrandenburg, Otto Rahmann, 1896). Der Titel verrät schon, daß wir es hier mit einem Proudhonianer zu thun haben; allerdings scheint der Verfasser von Proudhon nichts zu wissen und durch eigne Beobachtung in den heute ziemlich verbreiteten proudhonischen Dunsstkreis geraten zu sein. Wie Proudhon sieht er das Übel unsrer Zeit darin, daß der Vermittler, der Kaufmann, teils übergroßen Gewinn mache, teils wegen unzweckmäßiger Einrichtung des Handels zuviel Kosten habe. Durch eine vernünftige Organisation der Arbeit der Güter-verteilung sollen diese Gewinne beseitigt und die Waren entsprechend verbilligt werden. Dadurch erhöhe sich das Einkommen aller Produktiven von selbst, indem dieselbe Geldsumme eine größere Gütermasse eintauschen würde, und diese ver-mehrte Kaufkraft des Geldes werde dann wieder eine größere Anzahl von Produ-zenten in Bewegung setzen, sodaß die überflüssig gemachten schmarozernden Ver-mittler als produktive Arbeiter Verwendung finden würden. Der Verfasser schließt mit einem feurigen Appell an die Regierung, die die Reorganisation des Handels in die Hand nehmen soll. Seine Betrachtungen und Vorschläge fließen aus einem warmen Herzen, und seine Beweisführung wird durch schlagende Beispiele aus dem Leben beleuchtet; gesunder Humor würzt die Darstellung. Auf eine Kritik lassen wir uns nicht ein, weil wir den Proudhonismus schon bei mehreren Gelegenheiten gewürdigt haben; die hier vorliegende besondre Form dieser Lehre wird der Ver-fasser in dem Handbuch der Volkswirtschaftslehre, das soeben im Grenzboten-

verlag erschienen ist, beleuchtet finden. Hier wollen wir nur hervorheben, daß der Reformplan zum Teil auf oberflächlichen, ungenauen und schiefen Beobachtungen beruht. So ist es zwar z. B. richtig, daß jedes alte Weib ohne Kenntnis der italienischen Buchführung einen Kram anlegen und in Flor bringen kann, aber wer an einem Orte, wo auch nur ein gutes Kolonialwarengeschäft besteht, ohne Warenkenntnis und ohne Kenntnis der Warenbehandlung, die man sich nicht aus den Fingern saugen kann, ein Konkurrenzgeschäft gründet, der wird bald erfahren, daß die kaufmännische Ausbildung nicht so überflüssig ist, wie der Verfasser, der übrigens selbst Kaufmann ist, meint. Es ist auch richtig, daß Handwerker und Arbeiter, die vom Handel nichts verstehen, einen Konsumverein gründen können, aber wenn wir nicht irren, pflegen Konsumvereine gelehrte Kaufleute als Buchhalter, Lagerhalter und Verkäufer anzustellen. Es ist ferner richtig, daß es zuviel Kaufleute giebt, gerade so wie es zuviel Schuster und Schneider, zuviel Assessoren, zuviel Kandidaten des höhern Lehramts und zuviel Zuckerfabrikanten giebt, aber was der Verfasser in Hamburg beobachtet haben will, daß die übermäßige Konkurrenz die Waren verteuert, kommt anderwärts nicht vor. Überall finden wir, daß die Konkurrenten nicht das Publikum, sondern einander gegenseitig schädigen, und daß die schwächsten bankrott werden. Wo in aller Welt wären denn Kleiderstoffe, Wäsche (die überflüssigen Wäscheladen hebt der Verfasser besonders hervor), Zucker, Gewürze seit fünfzig Jahren teurer geworden? Es ist endlich auch wahr, daß bei Fabrikaten der Verkaufspreis manchmal doppelt so hoch ist wie der Fabrikpreis, und daß Reklamen, Geschäftsreisende, Zirkulare und andre unnötige Sachen unnötig für den Prozeß der Güterverteilung, nötig nur für den Kaufmann, der seine Waren los werden will, ein unsinniges Geld verschlingen. Aber darüber haben sich mehr die Arbeiter zu beschweren, denen zur Verbilligung des Fabrikationspreises der Lohn gekürzt wird, als die Konsumenten, die die Waren immer noch wohlfeil genug bekommen. So arg übrigens wie bei den Cigarren, die der Verfasser als Beispiel anführt, wird es kaum bei der Mehrzahl der Fabrikate sein, und gerade bei dieser Ware hätten wir gegen die Verteuerung am wenigsten einzuwenden. Wer den Massenverbrauch des Stinkkrauts durch starke Verteuerung unmöglich machte, der wäre ein Wohltäter der Menschheit.

Kann der Gymnasiallehrer unterrichten? In gebildeten Kreisen begegnet man häufig der Ansicht, daß zwar der Elementarlehrer unterrichten könne, weil er es gelernt habe, daß aber der Gymnasiallehrer in Folge seiner rein wissenschaftlichen Vorbildung auf der Universität in seine Lehrthätigkeit unvorbereitet eintrete. Auch in den letzten Hefen der Grenzboten, besonders im 42. Heft werden solche Behauptungen mit einer Zuversicht ausgesprochen, als wenn ein Zweifel daran ganz unmöglich wäre. Es möge mir als preußischem Oberlehrer vergönnt sein, hierauf einiges zu erwidern, was vielleicht geeignet ist, die verbreitete Ansicht als irrig zu erweisen.

In dem Aufsatz über „pädagogische Universitätsseminare“ wird nebenbei auch von den „Gymnasialseminaren“ gesprochen, mit denen man hier und da einen Versuch gemacht habe. Dem Verfasser scheint ganz unbekannt zu sein, daß diese „pädagogischen Seminare“ wenigstens in Preußen seit etwa fünf Jahren eine ständige Einrichtung sind, von der jeder zukünftige Oberlehrer Gebrauch machen muß. Aber auch früher war es nicht ganz so schlimm. Ich trat im Jahre 1885 mein Probejahr an einem Gymnasium in einer der westlichen Provinzen an; die Seminare bestanden damals noch nicht. Zunächst mußte ich einige Wochen in allen

Klassen dem Unterricht in allen Fächern beizuwohnen, wobei mich der Direktor schon auf die Fehler und Vorzüge der Lehrweise der einzelnen Lehrer aufmerksam machte. Dann wurde ich einzelnen Lehrern zugewiesen, unter deren Leitung ich den Unterricht in verschiedenen Fächern zu erteilen hatte. Diese machten mich am Ende jeder Stunde auf die von mir gemachten Fehler aufmerksam; bald hatte ich zu schnell gesprochen, bald die Fragen nicht genau genug gestellt, bald diesen oder jenen Punkt zu kurz oder zu weitläufig behandelt. Solche oft wiederholte Unterweisungen durch die tüchtigsten Lehrer des Gymnasiums dürften doch wohl nicht ganz fruchtlos gewesen sein.

Jetzt ist aber die Vorbildung der jungen Philologen noch eingehender. Ich bin jetzt Oberlehrer an einem Realgymnasium, dem stets drei Mitglieder des am Orte bestehenden und unter der Leitung eines Provinzialschulrates stehenden pädagogischen Seminars zugewiesen sind. Die Kandidaten müssen jetzt zunächst ein Vierteljahr in den Unterrichtsstunden hospitieren. Dann wird jeder einem Lehrer zugewiesen, dem er vier bis sechs Stunden abnimmt. Der betreffende Lehrer ist in allen diesen Stunden anwesend und bespricht nach jeder Stunde mit dem Kandidaten die vorgekommenen Fehler und Ungeschicklichkeiten. Nach einem Vierteljahre wird der Kandidat dann einem andern Lehrer zugeteilt, der ihn ebenfalls anzuleiten hat. Der Leiter des Seminars bespricht allwöchentlich in einer zweistündigen Sitzung die von den Mitgliedern angefertigten pädagogischen Arbeiten, sowie theoretische und praktische Fragen der Erziehungs- und Unterrichtslehre. In jeder Woche hat auch ein Mitglied in der Klasse, in der ihm gerade der Unterricht erteilt ist, eine Probestunde, der der Leiter und die Mitglieder des Seminars beizuwohnen. Diese Probestunde wird in der darauf folgenden Sitzung eingehend besprochen. Ich sollte meinen, das alles müßte doch wohl ausreichen, einen angehenden Gymnasiallehrer auszubilden. Nach dem Seminarjahre hat der Kandidat ein zweites Vorbereitungsjahr, das sogenannte Probejahr, durchzumachen, in dem ihm unter der Aufsicht und Leitung eines erfahrenen Lehrers eine selbständigere Thätigkeit ermöglicht wird. Erst dann wird ihm die Anstellungsfähigkeit zugesprochen. Daß schon seit langer Zeit und wahrscheinlich noch recht viele Jahre der anstellungsfähige Kandidat mit ein paar wöchentlichen Unterrichtsstunden weiter beschäftigt wird und so bis zur vollen besoldeten Anstellung noch vier bis fünf Jahre lang an seiner Ausbildung weiter arbeitet, dürfte allgemein bekannt sein. Daher ist die „Klage“ wohl berechtigt, daß die „Originale“ unter den Gymnasiallehrern allmählich aussterben. Denn wer die beschriebene Vorbildung durchgemacht hat, der ist ausgebildet. Von den vorgeschlagenen Universitätsseminaren halte ich nichts; die in diesen Blättern gemachten Vorschläge werden sich in Wirklichkeit auch schwerlich ausführen lassen. Auf der Universität soll sich der zukünftige Lehrer eine tüchtige wissenschaftliche Fachbildung aneignen und seine allgemeine Bildung nach den verschiedensten Seiten hin erweitern. Wem das gelingt, der hat bei den heutigen Anforderungen wahrlich genug gethan und kann die praktische Vorbereitung auf seinen spätern Beruf getrost in die beiden dafür bestimmten Jahre verlegen.

Die Staatsverfassung der Juden. *) Schalls Buch ist eine That. Es mußte endlich einmal gesagt werden, deutlich und gründlich gesagt werden, von einem evangelischen Geistlichen gesagt werden, was er hier sagt; mag es etwas

*) Die Staatsverfassung der Juden auf Grund des Alten Testaments und namentlich der fünf Bücher Moses mit fortlaufender Beziehung auf die Gegenwart von Eduard Schall, Pastor in Währdorf. 1. Teil. Leipzig, A. Deichert, 1896.

oder nichts nützen, die Ehre, ja die Selbsterhaltungspflicht des evangelischen Christentums forderte es. Was es ist, sagen wir nicht; nur soviel verraten wir, daß er Schrot und Korn unsers heutigen Christentums am mosaischen Geseze prüft, wozu er ein Recht hat, da er als gläubiger Lutheraner das Alte Testament nicht für Menschenwerk, sondern für den Anfang der göttlichen Offenbarung hält, die im Neuen Testament ihre Vollendung findet. Das Buch lieft sich sehr gut. Es ist keine leere Redensart, wenn der Verfasser sagt, daß er sich der Sprache Luthers befleißigen wolle. Natürlich meint er damit nicht die Verwendung veralteter Ausdrücke und wörtliches Abschreiben Lutherscher Sätze, sondern daß er ungekünstelt von der Leber weg reden will, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Und das ergiebt sich von selbst, wenn man, wie Schall, den Kopf voll Gedanken, das Herz voll warmer Empfindung hat und ein durch und durch ehrlicher Charakter ist. Die Wissenschaft wird an dem Buche so manches auszufegen finden, kommt doch die moderne Bibelfkritik sehr schlecht darin weg; das berührt aber den wesentlichen Inhalt gar nicht. Auf die Auseinandersetzung mit der negativen Kritik folgt die Darstellung der jüdischen Staatsverfassung, des Religionswesens und des Eigentumsrechts; ein zweiter Band, auf den wir leider ein paar Jahre zu warten haben werden, soll die Ehe, die Bildungspflege und das Strafrecht behandeln. Zum Schluß bemerken wir, daß der Verfasser nicht etwa der bekannte Reichstagsabgeordnete Pastor Schall ist.

Morgen, Kinder, wirds was geben, morgen werden wir uns freun!
— das allbekannte hübsche Weihnachtslied — feiert dies Jahr sein hundertjähriges Jubiläum; es ist zuerst in der in Berlin 1795 von Splittgarb herausgegebenen Sammlung: Lieder der Weisheit und Tugend nachzuweisen. Als Verfasser gilt der im Jahre 1833 in Berlin gestorbne Schulvorsteher Martin Friedrich Philipp Bartsch. Das Gedicht ist aber keine ganz originale Schöpfung; Ansätze dazu finden sich schon in zwei Weihnachtsliedern, die im vierten Bande von Campes Kinderbibliothek (erschienen Ostern 1780 in Hamburg) unmittelbar hinter einander stehen, und die Bartsch bei der Abfassung seines Liedes unzweifelhaft vor Augen gehabt hat; wir geben die Verse, die in sein Gedicht übergegangen sind, mit gesperrtem Druck.

Fritzchens Weihnachtsfreude

Morgen, morgen wirds was geben!
Morgen, morgen — welch ein Leben!
Morgen, Guckstchen, freue dich!
Sieh nur, sieh, wie freu ich mich!
Lustig! spring die Kreuz und Quer!
Hüpfse, als obs Maitag wär!

Morgen wird noch mehr gesprungen,
Wird das frohste Lied gesungen,
Dann ist Freude überall!
Und weißt du, warum das all?
Zweimal werden wir noch wach,
Heiß! dann — ist's Weihnachtstag!

Morgen wird laut vorgelesen,
Wer da gut und brav gewesen;
Hei, ich glaube, daß ichs war.
Täfelchen, o macht es wahr!
Ach, dann freuet Mutter sich,
Alles, alles liebet mich!

Schön wird dann die Stube strahlen,
 Schöner, als kein Maler malen
 Und ich nicht beschreiben kann.
 Alles lachet dann uns an!
 Gutschen, laß uns fröhlich sein,
 Immer brav und fröhlich sein!

Am Weihnachtsabend

Alle
 Lieber heiliger Christ,
 Komm und hör! wir flöten,
 Fiedeln und trompeten,
 Komm, da's Weihnacht ist!
 Bring viel schönes mit!
 Was wir gerne haben,
 Bring uns kleinen Knaben
 In der Tasche mit!

Fritz
 Mir ein Stedenpferdchen!

Ludwig
 Mir ein Buxbaumgärtchen!

Hermann
 Ach, ein Gänsewagen,
 Die mit Füßchen jagen!

Hans
 Und ein Harlekin
 Mit der Violin!

Fritz
 Und ein Grenadier
 Mit der Plinte mir!

Ludwig
 Und viel Zuckerpuppen!

Alle
 Ach ja! Zuckerpuppen!

Hans
 Mandeln und Rosinen!

Alle
 Mandeln und Rosinen!

Hermann
 Nüss' und Honigkuchen!

Alle
 Eia! Honigkuchen!
 Und was sonst noch ist,
 Lieber heiliger Christ!

Hans
 Aber keine Ruten!

Alle
 Zi! die bösen Ruten!

Fritz
 Denn wir sind ja fromm!

Alle
 Ach so fromm, so fromm!
 Heiliger Christ, o komm!
 Komm, da's Weihnacht ist,
 Lieber heiliger Christ!

Von dem ersten Liede ist kein Dichter angegeben. Das zweite ist unterzeichnet: Overbeck, und es ist in der That von Christian Adolf Overbeck, dem Dichter von „Komm, lieber Mai, und mache“ (1776), „Blühe, liebes Weibchen“ (1778), „Warum sind der Thränen“ (1781), „Das waren mir selige Tage“ (1781) u. a. und steht unter der Überschrift „Gesang der Knaben an den heiligen Christ“ schon in dem ersten Jahrgange des Voß'schen Musenalmanachs (1777), eröffnet dann auch wieder die 1781 unter dem Titel: Fritzchens Lieder erschienene erste Sammlung von Overbecks Gedichten. Dann ist aber wohl auch das vorhergehende, nicht unterzeichnete von Overbeck: die Überschrift „Fritzchens Weihnachtsfreude“ macht es wenigstens sehr wahrscheinlich.

Wir entnehmen den Anhalt zu diesen Nachweisen der Gedichtsammlung: Als der Großvater die Großmutter nahm, die vor kurzem in dritter, vermehrter und vielfach verbesserter Auflage erschienen ist (Leipzig, Grunow, 1895). Wir empfehlen das köstliche, einzig in seiner Art dastehende Buch, das in keinem gebildeten deutschen Hause fehlen sollte, noch aus einem ganz besondern Grunde: der aufmerksame Leser wird daraus lernen, warum es vor hundert Jahren noch keine „soziale Frage“ in Deutschland gab. An der günstigeren Bodenverteilung lag es nicht bloß; auch gab es schon damals reiche und arme Menschen, sogar sehr

reiche und sehr arme; es gab auch damals schon „Fabriquen“ mit Hunderten von Arbeitern. Aber es gab auch noch etwas. In einer Zeit, wo fort und fort aus Dichtermund das Lob der Arbeit erklingt, auch der bescheiden und niedrigen Arbeit, wo Christian Felix Weiße sein bekanntes Loblied auf den „Mittelstand“ sang (Nicht zu reich und nicht zu arm), wo das Glück des Landlebens und die Freude an der Natur in allen Tonarten gepriesen und den eingebildeten Genüssen der großen Stadt mit ihrer Angst und Unruhe gegenübergestellt wird, wo unaufhörlich Liebe, Treue, Geselligkeit, Mitgefühl, Hilfsbereitschaft gefeiert, wo bald in der Fabel, bald im Liede dem Reichen ins Gewissen geredet wird, von seinem Überfluß dem Darbenden zu geben, wo in immer neuen Bildern das Glück ausgemalt wird, das in der Zufriedenheit liegt, wo Gleim singt: „Wir haben all das Glück, das unser Junker hat, wenn wir zufrieden sind,“ Johann Martin Miller: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin!“, Claudius: „Nuch bet' ich Gott von Herzen an, daß ich auf dieser Erde nicht bin ein großer, reicher Mann und wohl auch keiner werde,“ Samuel Gottlieb Bürde: „Gieb uns, du Geber gut und mild, was alle andern Wünsche stillt, gieb uns Zufriedenheit,“ und wo als „Trost für mancherlei Thränen“ die einfachen und doch so wahren, tiefen, goldnen Worte hingestellt werden, die wie eine Mahnung in unsre ganze heutige Zeit herüberklingen: „Laßt uns besser werden, gleich wird's besser sein!“ — wo hätte in einer solchen Zeit eine „soziale Frage“ herkommen sollen! Alle die Lieder, in denen das damals gesungen worden ist, sind im Nu volkstümlich geworden und jahrzehntelang volkstümlich geblieben, ein Beweis, daß es nicht bloß philiströs mahnende, ablenkende, beschwichtigende Dichterstimmen waren, die so sprachen, sondern daß sie wirklich den Meinungen und Empfindungen Ausdruck gaben, die im Volke, in dem besten Teile des Volks, in dem gebildeten Mittelstande damals lebten. Heute wird ja von alledem das Gegenteil gepriesen. An die Stelle der „gottver—Zufriedenheit“ ist die göttliche Unzufriedenheit auf den Thron gehoben, die angebliche Schöpferin alles Fortschritts, aller Verbesserungen, aller „Reformen,“ aller „Errungenschaften der Neuzeit.“ Dafür sind wir aber auch mit der „sozialen Frage“ gesegnet.



Litteratur

Weihnachtsbüchertisch. Es ist für die Redaktion dieser Blätter sehr schmerzhaft, daß sie von den guten neuen Büchern, die ihr mit der Bitte um Besprechung eingesandt werden, den Lesern nicht immer so schnell und so eingehend Mitteilung machen kann, wie sie gern möchte. Wir wissen, daß sich unsre Leser auf uns verlassen, daß sie auf unser Urteil etwas geben, und das können sie auch, obwohl das Urteil der Grenzbeten manchmal nach der guten wie nach der schlimmen Seite auffällig von dem andrer Zeitschriften und vollends der Tagespresse abweicht. Aber leider fehlt es uns zunächst an Raum. Die zahlreichen wichtigen Tagesfragen, die unsre Zeit beschäftigen, drängen so viele, sich darüber auszusprechen und erfordern auch oft eine so vielfache Beleuchtung, daß uns für Bücheranzeigen nicht viel Platz bleibt. Es fehlt uns aber auch an Rezensenten. Unsre Leser werden den Goethischen Ausspruch kennen: „Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurteilen